Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 63. Bromberg, den 15. Juli 1924.

# Du sollst nicht richten.

Roman von Erich Friesen.



(Schluß.)

Abgestoßen der Haß wie ein böses Fieber; weggewischt der kleinliche Groll, besänftigt der lodernde Zorn. Alles, wovon das Herz rostartig zerfressen war, — plötzlich verschwunden. Ist es nicht in solchem Weihemoment, als jubilierten Engel in silberglitzernden Flügeln und sonnigstrahlenden Gewändern oben in den Gefilden des Himmels?...

XIX.

Wieder waren Monate hinabgerauscht in den nimmersterbenden Strom der Zeit.

Der leuchtende Frühling war erwacht aus langem Winterschlaf. Heller Sonnenschein leuchtete auch über Berlin und trieb die Menschen aus den Häusern, hinaus in den knospenden Tiergarten oder in die herzerquickende Frische des Grunewalds oder an den Müggelsee oder Wannsee.

Die ganze Natur rings um das Häusermeer der Weltstadt wie in glückseligem Bangen, erwartend den Weihekuß des Lenzes.

Auch in der Villa Hasselrode in der Tiergartenstraße war die dumpfe Trauerstimmung geschwunden. Zwar jubelte noch nicht wie früher in glücklicheren Zeiten frohes Lachen und Scherzen, Singen und Tanzen durch die Gesellschaftsräume. Aber die Jalousien waren wieder aufgezogen, die Fenster standen weit offen.

Herzensfrohsinn, Seelenheiterkeit, goldener Friede war wieder eingezogen.

Der alte Baron Herbert, dessen Leben nur noch an einem Fädchen zu hängen schien, erholte sich zusehends, nachdem die Last von seinem Gewissen geschwunden und seine Schwester ihm verziehen hatte. Das arme, kranke Herz begann wieder regelmäßiger und kräftiger zu klopfen.

Fast sein ganzes Barvermögen, sowie die Hälfte der gesamten Einkünfte des Bankhauses „Gebrüder Hasselrode" hatte er auf seine „Schwester Salomea Alsen geb. Hasselrode", die damals „irrtümlich totgemeldet" und „inzwischen wieder aufgetaucht" war, übertragen lassen — trotz ihres Sträubens. Nur eine verhältnismäßig geringe Summe behielt er für sich und seine Tochter zum Lebensunterhalt.

Doch weigerte Salomea sich aufs entschiedenste, mit ihrer Familie nach der Villa Hasselrode überzusiedeln. Die ungewohnte Pracht dort drückte sie. Draußen im Grunewald, in dem kleinen, glyzinienumwachsenen Holzhaus, das die Güte des braven Onkels ihr gespendet — dort wollte sie wohnen. Dort, in der frischen, freien Waldesluft, wollte sie, gestützt auf die ihr nun zufließenden reichen Mittel, ihre Kinder zu gesunden, guten, brauchbaren Menschen erziehen.

Von Bruno von Hasselrode hatte man nichts mehr gehört. Niemand wußte: existierte er noch? Hatte die wohlverdiente Strafe ihn ereilt? Hatte er bereut? Oder lebte er sein schuldbeladenes Leben drüben in der Neuen Welt weiter — ohne Furcht vor einem plötzlich hereinbrechenden Gottesgericht?

Das Wiedersehen zwischen dem Baron Herbert und dem Südafrikaner hatte sich überaus dramatisch gestaltet.

Mit dem festen Vorsatz, sich zu versöhnen, waren sie einander begegnet. Als die beiden Männer sich jedoch gegenüberstanden, — da war nochmals der alte Groll mit voller Macht losgebrochen.

„Mörder meiner Schwester!" wütete der rotbärtige Hüne und wollte sich auf den anderen stürzen.

Doch Salomea und Irmgard, die angstvollen Herzens dem ersten Begegnen der beiden früheren Feinde beiwohnten, besänftigten die aufkochenden Zorneswellen, bis beide Männer einander schließlich die Hand reichten — Paul Mellini freilich vorerst mit abgewandtem Gesicht und leisem Knurren.

Seitdem begannen sie, sich aneinander zu gewöhnen — ja der noch immer leidende Baron freute sich förmlich auf die auffrischende Stunde, in der allwöchentlich der brave Südafrikaner in seiner ungenierten, polternden Art und Weise von seinen Erlebnissen und Erfahrungen in den Goldminen Transvaals erzählte —

So waren scheinbar wieder Glück und Zufriedenheit in die Villa Hasselrode eingezogen.

Aber auch nur „scheinbar".

Irmgard war es, deren Herz schmerzlich trauerte, obgleich sie dem Vater stets ein frohes Gesicht zeigte.

So lange der geliebte Vater todkrank gewesen, so lange sie Tag und Nacht um ihn besorgt sein mußte — da hatte sie keine Zeit zum Nachdenken gehabt.

Aber jetzt, da alles seinen alten, gewohnten Weg ging, jetzt kam es ihr so recht mit ganzer Macht zum Bewußtsein, was sie an Heinz Lingstedt verloren hatte.

Niemand ahnte den geheimen Kummer der jungen Baronesse — niemand, außer Salomea. Sie wußte, woher die tiefen Schatten unter den ehemals so lachenden Augen kamen, wußte, weshalb die früher rosigen Wangen jetzt so durchsichtig bleich erschienen.

Und ihr im Glück doppelt warm empfindendes Herz beschloß, einen Gewaltstreich auszuführen, um die — sie war dessen sicher — einander noch immer tief und leidenschaftlich Liebenden wieder zu vereinen.

Sie schrieb ein paar kurze Zeilen an den jungen Staatsanwalt, in denen sie in einer wichtigen Angelegenheit um seinen Besuch bat. Erst nach mehreren Tagen kam Antwort aus Florenz, wo Heinz Lingstedt sich seit einiger Zeit aufhielt.

Er hatte um Urlaub nachgesucht und verbrachte ihn in Italien — vielleicht, um die ihm durch die plötzliche Lösung der Verlobung zugefügte Kränkung rascher zu überwinden. Vielleicht auch, daß sein Gewissen ihn für einige Zeit fortgetrieben hatte. Sein Gewissen, das ihn beständig mahnte, weil er ein vor vielen Jahren begangenes Verbrechen nicht zur Anzeige gebracht und somit seine Pflicht in doppelter Weise — als Mensch und als Staatsanwalt — gröblich verletzt hatte.

Salomea war tief betrübt. Heinz Lingstedt war gegenwärtig nicht in Berlin! Also — ein Wiedersehen zwischen ihm und seiner früheren Braut und eine damit verbundene, vielleicht erlösende Aussprache vorläufig vereitelt.

Da hieß es nun — warten! Warten! Und der Zukunft vertrauen! Oder dem blinden Zufall!...

Und richtig! Wie so oft im Leben, so kam auch Salomea bei ihrem Liebeswerk der Zufall zu Hilfe.

Bei einem Theaterbesuch sah sie in einer Loge einen Herrn sitzen, der sie auffallend an Heinz Lingstedt erinnerte; nur, daß er ihr älter, magerer, überhaupt gereifter und männlicher erschien.

Trotzdem, — als das Theater aus war, wartete sie am Ausgang.

Richtig! Da kam er daher! Schärfer blickte sie hin. Ja, er war es! Heinz Lingstedt!

Sofort ging sie auf ihn zu.

Er erkannte die elegant gekleidete Dame nicht gleich. Und als sie sich ihm vorstellte, und er sich ihres Namens entsann, stieg ihm heißes Rot in die Stirn.

Als sie aber mit der ihr eigenen Offenheit direkt auf ihr Ziel lossteuerte — da wollte er nichts von dem Gesprächsthema wissen. Selbst als Salomea äußerte, sie wäre fest überzeugt, Irmgard liebe ihren ehemaligen Verlobten noch — selbst da lehnte er schroff ab.

„Nein. Wie hätte sie es sonst fertig gebracht, meinen Brief nicht zu beantworten? Meinen Brief, in dem ich ihr schwor, sie nie zu lassen, was auch zwischen uns treten möge!“

„Ein Brief? Was für ein Brief?“

Wie ein Blitz fuhr es Salomea durch den Kopf: dieser Brief war ein Anhaltspunkt; mit ihm hatte es eine besondere Bewandtnis! Entweder Irmgard hatte ihn nie erhalten oder — —

Darüber mußte sie Gewißheit haben. Aber hier, in diesem Menschengewühl. spät abends, über derartig wichtige Dinge verhandeln? Nein.

Sie bat also Heinz Lingstedt, sie am nächsten Nachmittage in ihrem neuen Heim, draußen am Grunewald zu besuchen; sie selbst würde vorher Irmgard nach dem Briefe fragen und ihm dann Bescheid sagen.

Nur widerstrebend gab der junge Staatsanwalt der energischen Frau nach und versprach zu kommen.

Salomea war zufrieden. Das übrige würde sich von selbst ergeben. —

Zur verabredeten Stunde traf Heinz Lingstedt draußen im Grunewald in der „Villa Daheim“ ein. Er wollte ruhig erscheinen; aber man merkte ihm an, daß diese Ruhe nur eine äußerliche war.

Minna führte ihn in den Salon zu ebener Erde. Salomea bewillkommnete ihn aufs herzlichste und ließ ihn dann allein.

Und nun ging er mit erregten Schritten in dem traulichen, kleinen Raum hin und her und wartete — wartete —

Jetzt draußen — das Rattern eines heransausenden Autos. Ein Hupensignal — —

Heinz eilte ans Fenster und spähte klopfenden Herzens durch den luftigen Tüllvorhang.

Ein dunkles Frauenkleid verschwand gerade im Haus. Aber Heinz kannte das kleine blaue Auto — ach, wie gut!

Und jetzt öffnete sich die Tür.

Hastig wandte der Lauschende sich um.

„Irmgard!“

„Heinz!“

Sie liegen einander in den Armen, fest, fest, als ob sie einander nie wieder lassen wollten.

„Wie bleich du bist, Liebste!“

„Und du erst, Liebster!“

„Hast du so sehr gelitten?“

„Unbeschreiblich!“

„Irmgard, Einziggeliebte! Du hast meinen Brief damals nicht erhalten?“

„Nein, Heinz! Ich weiß von keinem Brief!“

„Und du konntest glauben, ich würde dich so leicht aufgeben?“

„Mußte ich nicht? Du ließest ja nichts mehr von dir hören. Was stand in dem Brief, Heinz?“

„Daß du zu mir gehörst! Bis zum Tode!“

Glückselig strahlten ihre Augen ihn an. Dann aber senkten sich die langbewimperten Lider über die blauen Augensterne.

„Ach, Liebster, du weißt ja nicht —“

„Ich weiß alles, Geliebte. Deshalb schrieb ich ja eben den Brief —“

„Heinz!“

„Meine Irmgard!“

Ein leidenschaftlicher, zärtlicher Kuß... ein fester Händedruck... ein langer, tiefer Blick — —

Die beiden hatten einander wiedergefunden fürs Leben.

Und auf der Schwelle zum Nebenzimmer standen, Arm in Arm. mit frohem Lächeln Kurt und Salomea Alsen.

Durch das weitoffene Fenster lachte die warme Gottessonne herein auf zwei glückselige junge Menschenpaare.

Die Schuld der Hasselrode — sie war gesühnt!

—: Ende! :—

---

# Von Schwager und Schwester.

Von Friedrich Just.

Am Ende des Dorfes nach dem Netzbruche hinaus steht an der Straße ein Bohlenhaus mit grünen Fensterläden. Das Haus ist etwas von der Straße gerückt und läßt zu beiden Seiten des Eingangs je einem Blumengärtchen Raum. Jenseits der Straße zieht sich ein großer Obstgarten bis an den Kirchhof und den Wald, und dicht vorm Straßenzaun spiegelt sich die Sonne in einem kleinen Teiche. Das Gärtchen zur Rechten des Eingangs duftet von weißen Lilien und roten Nelken, Goldlack und Reseda. Stockrosen und Sonnenblumen wollen sich mit dem Pfirsichbaume in der Mitte messen. Hinter dem Fenster, das auf dies Gärtchen herausschaut, erscheint jedesmal, wenn es draußen klappert, ein freundlicher grauer Kopf. Hier wohnen Schwager und Schwester. Wenn der kleine Johann hier eintritt, ist's ihm stets so, als ob es Sonntag ist. Der Gang zwischen den beiden Gärtchen ist immer mit frischem Sand bestreut. Die Haustür ist abgeriegelt, und man muß, wenn ein grauer Kopf nicht schon vorher am Fenster prüfend ausgeschaut und dann wiederholt freundlich genickt hat, ordentlich mit dem Drücker Lärm machen oder gar die Pforte des kleinen Gärtchens öffnen und an das Fenster klopfen. Dann dauert es nicht lange, der Riegel wird zurückgeschoben, und zwei welke Hände schütteln die Kinderhand: „Willkommen, schönen Willkommen!“ Die Kinderfüße wagen im Hausflur nicht recht aufzutreten; denn auch da ist frischer Sand gestreut, und die Holzpantoffeln stehen draußen vor der Tür. Die Tür zur Stube steht schon offen, und es ist Johann beim Eintritt fast so, als ob er in die Kirche träte. Es ist ein kleiner länglicher Raum. Der Tür gegenüber schaut ein Fenster auf den Hof. Vor dem Fenster steht ein kleiner Tisch. Zu beiden Seiten steht je ein Bett an der Wand. Das eine reicht bis an die Gärtchenwand. Das andere läßt gerade Platz für einen Löffelschrank und eine Person, die sich zwischen Schrank und Bett umdrehen kann. Dicht am Bett auf der Straßenseite schauen durch das bewußte Fenster die Stockrosen und der Pfirsichbaum. Vor dem Fenster steht eine Art Kommode, aber nicht mit Schubladen, sondern mit Türen, und darauf steht ein Tintenfaß mit einem Gänsekiele und eine Streusandbüchse. Daneben ein Kleiderspind, an dem eine lange Pfeife und der Kalender hängen. Der Kleiderschrank berührt die Hausflurwand, und wenn man die Schranktür öffnet, dann rührt man hinten an die Pfosten der Eingangstür. Zur Linken des Eintrittes ist der Herd. Von dem sieht man aber, wenn man nicht gerade zur Essenszeit kommt, nichts; denn er ist in die Wand eingebaut und kann mit zwei „Schweiftüren“ verschlossen werden. Destomehr tritt der Ofen dahinter hervor. Er steht nur mit der schmalen Seite an der Wand und ragt mit seiner ganzen Breite in die Stube hinein. Um zwei Seiten des Ofens zieht sich eine Ofenbank herum. Hinter dem Ofen bleibt noch ein kleiner Raum, in dem der Milchschrank steht. Zwischen Milchschrank und Löffelspind geht eine niedrige Tür in die Kammer. Johann kommt es, wie gesagt, hier immer so vor wie am Sonntag in der Kirche. Das kommt wohl daher, daß es immer so sonntäglich sauber und sandbestreut ist, daß man auf der Ofenbank ganz stille sitzen muß und sich nur mit den Augen nach der Pfauenfeder vor dem Spiegel rechts an dem Hoffenster und der bunten Kammschachtel darunter, nach dem Ölleuchter und der merkwürdig kleinen und zierlichen Lampe auf dem Herdgesims und den bunten Tellern, Tassen und Kannen im Löffelschrank umschauen kann, daß Schwager und Schwester so leise gehen und so langsam und feierlich reden. Und vor allem, daß überall, im Kleiderspind. in der Kommode, im Löffelschrank, im Bett und in der Kammer ungeahnte Wunderdinge und Geheimnisse ruhen. Johann weiß schon, daß er sich gleich auf die Ofenbank setzen muß. Dann stellen sich zunächst Schwager und Schwester vor ihm und prüfen sein Gesicht. Die Schwester klopft ihm die Backen: „Na, das geht, du hast ein gesundes Gesicht und bist auch dicker geworden. Was hat's heute bei euch zum Mittag gegeben?“ „Dicke Erbsen, Schwester.“ „Das ist ein nahrhaftes Essen, das hat wohl gut geschmeckt?“ Johann schweigt still; die dicken Erbsen mag er gar nicht, das darf er aber nicht sagen, beim Schwager darf man nicht über das Essen mäkeln, sonst werden die beiden Alten ganz böse Er wird auch nicht zu einer Antwort genötigt; denn die Schwester hebt schon die grüne Bettdecke und das dicke Federbett mit dem rotgewürfelten Bezuge an dem Löfelspindende hoch. Johannes Herz wird merklich heißer, und nun hängt schon in der zitternden Hand der Schwester ein rotbackiger Apfel vor seinem Munde. „Nimm. den habe ich für dich aufgespart, ich dachte, du würdest schon eher kommen. Nun beiß auch gleich in die rote Backe hinein, aber du mußt nicht solch großes Stück auf einmal abbeißen und dich nicht verschlucken.“ Mit wahrer Andacht wird der Apfel aufgegessen. Nun fragen Schwester und Schwager nach diesem und jenem. Der Schwager holt unterdessen eine gelbe Birne aus dem Kleiderschrank, reicht sie den verlangenden Knabenhänden und erzählt dabei, wie er bei Hildesheim vor vielen Jahren, als er als Soldat nach seiner Garnison Jülich marschierte, Birnen gegessen hätte. die wären so groß gewesen wie zwei Fäuste. Wenn das Stillesitzen auf der Ofenbank zu lange dauert, wenn die Füße darunter immer unruhiger hin- und hergehen. wie der Perpendickel an der kleinen Uhr mit dem Porzellanzifferblatt an der Wand. dann schließt der Schwager die Kommode vor dem Fenster auf und holt einen Kalender heraus. Johann wird auf einem Stuhle herangeschoben, nachdem

ihm eingeschärft ist, daß er aber ja nicht mit seinen Füßen an die Kommode stoße. Nun kann er in dem Kalender nach Herzenslust herumblättern, und der Schwager weiß immer, was die Bilder bedeuten. Es ist kaum zu glauben, wie viele Kalender in dem Spindchen liegen, nmmer wieder neue, die Johann noch nicht besehen hat. Oder die Schwester langt in den Kleiderschrank hinein und bringt eine Bilderrolle an den Tisch, löst den darumgebundenen Zeugstreifen auf, und die heißen Knabenaugen können schauen. Diese bunten Bilder sind die schönsten. Und der Schwager kennt alle Menschen, die darauf abgebildet sind: dies ist der alte Kaiser Wilhelm, dies der Prinz Friedrich Karl. Dieser bärtige Mann auf dem Schimmel mit dem weißen Topf auf dem Kopf und dem langen weißen Mantel ist der Kronprinz Friedrich Wilhelm, wie er in Jerusalem einzieht. Ja, man kann's verstehen, daß vor dem Schwager alle Leute den Hut abnehmen. Und wenn er am Sonntag vor dem Zusammenläuten unter der Eiche vor der Kirche steht, das Gesangbuch unter dem Arm geklemmt, dann stellen sich die andern um ihm herum und schweigen und lassen ihm allein reden und hören ihm zu. Sind die Bücher durchgeblättert, dann wird der Pfeiffenkopf studiert. Dort sind Soldaten abgebildet, die haben ein Deckelglas in der Hand, und dazwischen steht was geschrieben. Der Schwager erklärt, daß ein guter Freund von ihm, der Denzin Michel, ihm diese Pfeife aus der Garnison mitgebracht habe und daß das die Widmung sei. Immer wieder muß er auch seinen Knotenstock, ein gelbes Rohr mit Elfenbeinknopf und bunter Troddel, zeigen. Den hat ihm ein Brudersohn, ein Tuchmachergeselle, aus Ungarn mitgebracht. Und nun erzählt er, wie früher die Tuchmacherei im Lande geblüht habe und wie weit die Tuchmachergesellen auf ihrer Wanderschaft herumgekommen seien. Dann holt er eine Schnupftabaksdose aus dem Kommodenspind. Die hat ihm ein Schwestersohn aus Amerika geschickt. Denn früher zogen viele aus dem Dorfe nach Amerika, und viele sind dort zu großem Reichtum gekommen. Aber, schließt der Schwager das Amerikagespräch, ich halte es mit der Bibel: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich." Ich bin meine Lebtage noch nicht mit einer Eisenbahn gefahren und lebe auch, und erst übers große Wasser — Gott bewahre mich davor!" Wenn Johann gerade am Sonntag nachmittag kommt und der Schwager gut aufgelegt ist, wird sogar das Heiligtum vor den Knabenaugen aufgetan. Das ist eine dicke große Bibel. Wenn die aufgeschlagen ist, nimmt sie den ganzen Tisch ein. „Die ist schon über dreihundert Jahre alt", sagt der Schwager, „aber du darfst nicht mit deinen Fingern daran fassen. Das ist Gottes Wort, und du mußt die Hände falten." Nun blättern die zitternden Hände Blatt um Blatt. Da sind am Anfange eines jeden Kapitels wunderlich verschnörkelte rote und blaue Anfangsbuchstaben, und Johann freut sich, wenn er geraten hat, was das für ein Buchstabe sein soll. Und dann die schönen Bilder. Viele kennt Johann schon, und der Schwager weiß schier besser als der Lehrer, was die Bilder alles vorstellen sollen. Das sind die seligsten Stunden beim Schwager. Inzwischen hat sich die Schwester aber schon am Herde zu schaffen gemacht. Es dauert nicht lange, dann kommt sie, klopft Johann auf die Schulter: „Junge, du wirst Hunger haben. Komm, setz dich an den andern Tisch! Ich habe für dich eine Salzbacke aufgehoben." Johann folgt dem Geheiß. Vor ihm stellt die Schwester eine Riesentasse, die muß er immer mit beiden Händen heben. Daran steht mit silbernen Buchstaben: „Zum Geburtstage". „Aber stoß nicht die Tasse um, die habe ich als junges Mädchen geschenkt bekommen." Der Schwager ist in der Kammer verschwunden und kommt mit einem kleinen Töpfchen Honig zurück. Wie leuchten Johanns Augen, als er das Töpfchen sieht. Der Schwager erzählt beim Aufbinden von den Bienen und von der Heilkraft des Honigs. Ehe die Schwester die Salzbacke beschmiert, gibt sie Johann einen Teelöffel voll Honig: „Mach den Mund auf, aber verschlücker dich nicht!" Vom Kaffeetrinken wird nicht viel, obwohl der Schwager noch ein Stück Zucker extra hineintut, aber desto mehr Honigsemmel wird vertilgt, und gerade das Begucken, ob der Honig auch herunterlaufe und das Auffangen und Ablecken des herunterlaufenden mit Finger und Zunge erhöht den Genuß. So schön kann's nur noch bei den Engeln im Himmel schmecken. Nach dem Kaffeetrinken wird aber nicht lange gefackelt, Johann drückt sich immer näher an die Tür heran, bis der Schwager sagt: „Na, du mußt wohl schon nach Hause gehen. Denn geh man in Gottes Namen!" Er begleitet ihn bis vor den Zaun und sieht ihm noch lange nach, daß ihm kein Dorfhund oder Genter beißen soll. Johann sieht sich auch öfter um, und da ist es für ihm eine große Beruhigung, wenn er den Schwager am Zaune, die Hand über den Augen noch immer stehen sieht.

Wenn Johann nachmittags gut früh kommt, dann muß er den Schwager wecken gehen. Er ist im Bienenschuppen und hält Mittagsruh. An und für sich hat Johann etliche und nicht unbegründete Besorgnis vor den Bienen, aber er geht doch gern in den Garten und zum Bienenstande. Mitten im Garten, hinter den großen Zuckerbirnbäumen hat sich der Schwager einen Bienenhof eingezäunt. Darin stehen die Bienenstöcke und in einer Ecke der Bienenschuppen. Und das Sehenswerte: es stehen nicht nur Körbe mit Strohkappen darin, sondern Häuser, grün und weiß gestrichen und mit einer Puppe auf dem Dache. Auf dem Zaun selber steht eine Frau, die sich nicht nur auf ihren Beinen nach dem Winde dreht, sondern auch die Arme bewegen kann. Die hätte Johann zu gern gehabt. Und eines Tages, als der Schwager bei Schulzen das Strohdach deckt, machen sich Johann und Schulzens Willem auf, rauben die Frau und nageln sie auf den Zaun hinter Buchholzens Bienen im Garten vor der Hintertür. Aber der alte Schwager muß wohl alles wissen. Er hat gar nicht herumgefragt. Am andern Tage kommt er schon, Schulzens Willem mit rotem Gesicht hinter ihm und Hermann, der Bauer, neben ihm, geradewegs zu den Bienen, bei denen Johann steht und seine bewegliche Frau bewundert. Es findet gar kein Verhör statt. Johann bekommt von Hermann zwei, drei gehörige Ohrfeigen, und Willem muß die Frau abnehmen. Der Schwager schimpft gar nicht, aber als er gehen will, faßt er Johann bei der Hand und erzählt: „Als ich jung war, da hatte unser Nachbar Nanke einen Sohn, der hieß Peter. Und der Peter wollte gern alles, was er sah und ihm gefiel, haben. Und was er haben wollte, das nahm er sich auch. Mit Taschenmessern und Peitschen fing er an und mit Geld hörte er auf. Solange er im Dorfe blieb, war's noch nicht so schlimm; denn wenn er abgefaßt wurde, bekam er ordentlich das Leder voll und damit war's gut. Als er aber nach auswärts kam, da hatte ihn bald der Gendarm gepackt, und im Gefängnis konnte er über den Verdienst seiner langen Finger nachdenken. Schließlich hat er einen Strick genommen und sich aufgehängt. Und nun bleib gesund, Johann!" Bei den Ohrfeigen hat sich Johann das Weinen verbissen, aber bei dieser Erzählung stürzen Tränen hervor: „Ich will's auch mein ganzes Leben lang nicht wieder tun, Schwager!"

Der Schwager kommt nicht nur zu diesem Strafgange auf Buchholzens Hof. Nein, in der Regel kommt er in jeder Woche zweimal des abends zum „Erzählen". Oft bringt er sich von Schulzens, wohin er an zwei anderen Wochenabenden geht, noch den Onkel mit. Bei Buchholzens wartet man schon immer sehnsüchtig auf ihn. Da darf Johann keinen Lärm machen, damit man hören kann, ob der Hund bellt. Und wenn er bellt, dann muß einer die Vordertür aufmachen und ausschauen oder vielmehr aushorchen. „Er kommt!" „Nehmt die Lampe und leuchtet ihm, daß er nicht fällt! Alten Leuten „schimmert" es schon vor den Augen." „Na, guten Abend auch!" klingt bald eine fröhliche Stimme. „Danke, danke", damit drückt und schüttelt er herzhaft die ihm entgegengestreckten Hände. „Seid ihr auch alle noch am Leben? Wieviel ist eure Uhr? Sieben Minuten nach Acht? Dann geht sie drei Minuten nach. Als ich von Hause wegging, da schlug meine Uhr gerade acht." Johann steht schon neben ihm und nimmt ihm Mütze und Stock ab. „Setzt Euch, Schwager, auf Euren Platz am Ofen. Mutter, lassen Sie die Kohlen bringen!", sagt Hermann und nötigt den Schwager auf den Stuhl am Ofen. Der zieht bedächtig seine Pfeife und den Tabaksbeutel aus der Tasche und stopft sich den Pfeifenkopf. Die Emma kommt mit der Feuerzange und läßt eine Kohle in den Kopf fallen. „Paff, paff, paff", machte der Schwager, „'s brennt!" Und nun geht das Erzählen an. Was weiß der Schwager nicht alles! Wo ist er nicht überall gewesen während seiner Militärzeit, im Jahre 1848, auf den vielen Wagenfahrten in der alten eisenbahnlosen Zeit! Und was er nicht selber gesehen hat, das hat er von seinem Vater und Großvater und den andern alten Leuten gehört. Oder er hat es auch im Kalender gelesen. Der Kalender ist ihm nächst Bibel, Gesangbuch und Predigtbuch das wichtigste Buch. Er schlägt keinen Weihnachtsmarkt aus und kommt dann nie ohne einen Kalender zurück. Den Kalender nimmt er tagtäglich zur Hand und verbessert die Auf- und Untergangszeiten der Sonne und meist auch des Mondes nach Ortszeit. Was er gesehen, gehört und gelesen hat, das vergißt er nicht mehr und kann es so anschaulich erzählen, daß Johann beim Zuhören meint, er selber sei bei allem mit dabei. Außer den „heiligen" Büchern, dem Kalender und in den Wintermonaten der Zeitung ist im Buchholzschen Hause kein Buch, und in der Schule gibt's außer den Schulbüchern auch nichts zu lesen. Für Johann ist daher der Schwager die gesamte Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens. Da wird jeden Abend ein anderes Buch aufgeschlagen aus dem Gebiete der Orts- und Heimatgeschichte, der Erdkunde Deutschlands, der vaterländischen Geschichte, der Lebenskunde und Lebensschicksale, der Heilkunde und der Merkwürdigkeiten auf Gottes weiter Welt. Johann läßt kein Auge von dem Munde des Erzählers, und eine neue Welt weitet sich in ihm. Da hört er von Wölfen und Bären, von den Franzosen Anno 1806, von den Sensenmännern des wilden Jahres 48, vom tausendjährigen

*Rosenstock zu Hildesheim* und dem Kölner Dom, der noch *immer nicht fertig* ist, von den Wenden, ihrem Leben auf dem Wasser und ihrer Sprache, von dem alten Schulmeister, dem Schneider Guderjahn, der öfters den Buckel der Schulkinder mit seinem Zeuge verwechselte und gehörig mit der Elle maß, von den Klattern und den Mitteln zu ihrer Heilung u. a. m. Johann vergeht die Zeit wie im Fluge, und wenn der Schwager Punkt zehn Minuten vor zehn aufbrechen will, bittet er: „Schwager, bleiben Sie noch ein Viertelstündchen!“ Aber der Schwager ist unerbittlich in seiner Pünktlichkeit.

Der Schwager und die Schwester, die nehmen unter Johanns Herzensheiligen den ersten Platz ein. Warum heißen sie aber so seltsamerweise Schwager und Schwester? Nun, sie sind der Schwager und die Schwester von der Großmutter, und so wie die Großmutter zu ihnen sagt, sagen auch die Kinder und Enkel: „Schwager und Schwester!“, nur mit der Abstufung: die Großmutter sagt du, die Mutter und die andern Ihr und Johann Sie.

---

## Fütterung einer Schlange.

Ich habe mir in diesen Tagen die Fütterung einer Schlange angesehen. Dies eine Mal habe ich es getan und bereue es nicht. Aber ich tue es kein zweitesmal. Gar nicht so sehr meiner Nerven wegen, die etwa überempfindlich wären, als vielmehr, weil ich keine Lust dazu habe, mich von der Natur überflüssigerweise ein zweitesmal darüber belehren zu lassen, daß sie die Abwickelung der Schöpfungsmaschinerie auch mit dem Mittel der blutigen Grausamkeit betreibt.

Unbewegt lag die Schlange in ihrem Glasgehäuse. Stierte mit ihren entsetzlichen gelben Augen, die ganz starr und eisigkalt glotzten, in die Zuschauer. Auf ein paar ängstlichen Gesichtern war die Befürchtung zu lesen: Wenn das grauenhafte Tier nun die Scheibe zerschlägt und auf mich zuschießt!

Der Beginn der Fütterung wurde durch das Öffnen einer kleinen Tür eingeleitet, die sich an der durch Bretter gebildeten Hinterwand befand. Der Wärter schob ein Karnickel in den Glaskäfig der Schlange. Verwundert guckt das um sich. Schnupperte. Schaute mit großen, fragenden Augen die Umgebung ab. Die Schlange rührte sich nicht. Sie glotzte und glotzte. Das Karnickel stellte sich auf die Hinterpfoten. Leckte mit der Zunge die Vorderpfoten ab. Ein unheimliches Gefühl lag über dem Zuschauerraum. Es ging hier um Tod und Leben. Es ging hier um diesen Tod. Es war ein so ungeheures Mißverhältnis zwischen dem pfötchenleckenden, ängstlich-neugierigen, sauberen Karnickel und dieser gelbäugigen, stierenden, nassen Schlange.

Alle hatten das Kaninchen gern. Aller Herz war ausgefüllt mit Mitleid: Und es wollten doch alle das Schauspiel dieser Ermordung genießen: und es riß doch in diesen Augenblicken in einem wilden, nervenpeitschenden Kampfe die Lust am bestialischen Schauspiel alles Gütige in den Zuschauern nieder. Tod und Leben ward ihnen zum Spiel.

Nach einigen Minuten hatte das Kaninchen die Aufmerksamkeit der Schlange in Anspruch genommen. Langsam, ganz langsam hob diese den Kopf. Aus ihrem Maule züngelte die stricknadeldicke Zunge. Opfer und Mörder lagen sich jetzt gegenüber. Schauten sich Auge in Auge. Aber es kam keine Angst in dem Kaninchen auf. Es äugte eine Weile. Spazierte dann weiter, ohne sich um die Schlange zu kümmern. Die Augen der Schlange folgten. Eine Bewegung zuckte durch den Körper. Sie räkelte sich an das Kaninchen heran. Das war inzwischen des Auf- und Ablaufens müde geworden und hatte sich in den Sand gelegt. Minuten vergingen. Das Opfer hatte die Augen geschlossen und schien ruhen zu wollen. Die Schlange bewegte sich nicht.

Hatte sie keinen Appetit? Mochte sie nicht? Da das zu vermuten stand, öffnete sich die Klappe in der Holzwand zum zweitenmal, und, um die Freßlust der Schlange anzureizen, schob ihr der Wärter noch ein schwarzes Schweinchen in ihr Gehäuse.

Und da geschah nun etwas von höchster Groteskheit und Tragik zugleich: Das Kaninchen, das sich vor der Schlange nicht geniert hatte, fürchtete sich vor dem Schwein und flüchtete vor ihm, seinem Mitopfer und Todesgenossen, bis dicht vor das Maul der Schlange.

Die bildete in diesem Augenblick eine Schlinge und zuckte ihren Kopf, während das Karnickel verängstigt auf das Schwein schielte, mit rasender Schnelligkeit vor und umwickelte das Kaninchen. Das Opfer quiekte einige Male, krampfte sich wie unter elektrischen Schlägen einige Male zusammen . . . dann war es still. Nach wenigen Minuten war ausgekämpft. Die Schlange lockerte die Umwicklung, tastete mit der Zunge nach dem Kopf ihrer Beute und würgte sie schließlich hinab, mit Haut, Knochen und Haaren.

Eine Viertelstunde später war auch das Schwein verschlungen.

Dann legte sich die Schlange wieder unbeweglich, den Wanst von dem Fleisch ihrer Opfer gebläht, auf ihre Steine und glotzte und glotzte. Vierzehn Tage lang wird sie nun wieder verdauen. Und zwischen Ermorden und Verdauen werden die gesegneten Jahrzehnte ihres Lebens verpendeln innerhalb eines Gehäuses von anderthalb Quadratmetern.

## Kleine Rundschau-Ecke

* **Menschenhaut als Vermächtnis.** Ein Mann, der kürzlich gestorben ist, hat nach dem Bericht französischer Blätter ein Testament hinterlassen, in dem er seine Haut seinen Freunden vermachte, damit sie sie dazu verwenden sollten, um sich ihre Lieblingswerke darin einbinden zu lassen. Ein derartiges Vermächtnis ist aber nicht so einzigartig wie es scheint. Der bekannte Astronom Camille Flammarion erzählt in seinen Erinnerungen, er sei mit einer Dame befreundet gewesen, die sehr schöne Schultern hatte. Als er seine Bewunderung ihr öfters ausdrückte, erklärte sie, sie werde ihm die Haut ihrer Schultern vermachen, und sie hielt Wort. Flammarion verwendete dieses eigenartige Erbe dazu, um sich sein Buch „Himmel und Erde“ in die Haut dieser herrlichen Schultern einbinden zu lassen.

*

* **Wie die Kriegsgreulgeschichten gegen die Deutschen** während des Krieges in die Welt gesetzt wurden, das wird im letzten Heft der Londoner „N a t i o n“ gezeigt. Der Berichterstatter der „D a i l y M a i l“, Kapitän Wilson, war zur Zeit des Kriegsausbruches gerade in Brüssel. Sein Blatt telegraphierte schon damals, daß es dringend „Greuelgeschichten“ brauche. Der Kapitän wußte nicht, was er tun solle, da in Brüssel kein Stoff für solche Geschichten zu finden war. Da er jedoch gehört hatte, daß die Deutschen in einer kleinen Stadt in der Nähe Brüssels gewesen waren, wußte sich der tüchtige Berichterstatter zu helfen. Er dachte sich eine herzbewegende Geschichte über das „Baby von Courbeck-Loo“ aus, das von den „Hunnen“ vor einem brennenden Hause liegen gelassen worden war und telegraphierte sie nach London. Am nächsten Tag telegraphierte die „Daily Mail“ zurück, man möge das Baby sofort herüberschicken, da über 5000 Briefe in der Schriftleitung eingelaufen waren von Leuten, die das verlassene Kind adoptieren wollten. Einige Tage später kamen Unmengen von Babywäsche, sogar die Königin Alexandra befand sich unter den Spenderinnen. Kapitän Wilson war in einer peinlichen Lage: Daß das Baby gar nicht existierte und nur sein Geisteserzeugnis war, konnte und wollte er nicht nach London melden. Er fand schließlich einen Arzt, der ihm bestätigte, daß das Baby an einer ansteckenden Krankheit starb und in aller Stille begraben wurde. Darauf wurde die Wäsche an eine Kinderkrippe geschenkt.

*

* **Ein Badeabenteuer des Reichstagsabgeordneten Thomas.** Ein Mißgeschick traf dieser Tage den kommunistischen Reichstagsabgeordneten T h o m a s aus H a m b u r g. Einem Spaziergänger, der am Tegelersee mit seinem Hund das Ufer entlang ging, klagte ein Herr, der nur mit einer Badehose bekleidet war, daß ihm e i n D i e b s e i n e K l e i d e r g e s t o h l e n hatte. Gleichzeitig stellte er sich als Abgeordneter Thomas vor. Er bat auch den Fremden, mit seinem Hund einen Versuch zu machen, die Spur des Diebes zu finden. Der Hund bellte aber nur eine Dame an, die an derselben Stelle badete, deren Kleider aber der Dieb unberührt gelassen hatte. In der Kleidung des Abgeordneten befanden sich auch sein Reiseausweis erster Klasse, eine goldene Uhr und 40 Rentenmark.

*

* **Der Knabe als Postpaket.** In einem mexikanischen Dorfe war ein achtjähriger Junge bei seiner Tante zu Gast. Als sie ihn seinen Eltern zurückschicken wollte, hatte sie niemanden, der ihn begleiten könnte. Da gab sie den Jungen als Postpaket auf. Er wurde abgewogen. Für die 70 Pfund, die er wog, zahlte sie 36 Cent in Postmarken, die zusammen mit der Paketadresse dem Jungen aufgeklebt wurden. Daneben wurde ihm noch ein Zettel „Zerbrechlich“ angeheftet.

*

* **Die Japaner gegen den Kuß.** Bei der Eröffnung einer Kunstausstellung in Tokio wurde von der Polizei die Ausstellung einer Marmorgruppe „Der Kuß“ verboten. „Küssen ist eine unappetitliche Gewohnheit,“ erklärte der Polizeidirektor. „Die Japaner haben nicht den Wunsch, solche Gewohnheiten hier einzuführen und zu ermutigen.“

---

Verantwortlich für die Schriftleitung K a r l B e n d i s c h in Bromberg. Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H. in Bromberg.